

Die Jugendkönigin [Schluss]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 47

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 21. November 1936

Am Abend. Von Hilda Bergmann.

Nun hast du wieder einen Tag
um Gott und Sinn und Werk gerungen
und Glockenschlag um Glockenschlag
hat über dich hinweggeklungen.
O Seele, meine Seele, sag',
was war verfehlt? was ist gelungen?
Was geht dereinst in Gottes Schrein
als reif und rund und giltig ein?

„So dürftig ist, was mir gelang!
Ein wenig Dank, ein wenig Klang,
in der Zersplitterung der Stunden
als Blume unter Schutt gefunden.
Dann hab' ich mich des Lichts gefreut,
mein Unvermögen tief bereut,
den Weizen von der Spreu gesiebt
und Gott und Menschen geliebt.“

Die Jugendkönigin. Novelle von Jakob Bokhart.

6

Nun schlich Rupprecht langsam um das Haus, ein-,
zweimal, und setzte sich endlich auf einen Karren, der vor
der Scheune stand.

Wie sie ihn so schleichen sah, fiel ihr ein Bibelwort
ein: „Er geht um, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen
er verschlinge“, und eine Stimme sagte in ihr: „Er ist ein
ebenso schlimmer Feind, wie die Maschine, auch er will
mich zugrunde richten.“ Sie mußte sich vor dem retten,
was sie liebte, wie vor dem, was sie verabscheute.

Sie wagte kaum den Atem zu ziehen aus Angst, sich
dem Raubtier zu entdecken. Wenn Rupprecht doch endlich
ginge! Aber er blieb. Beharrlich sah er auf dem Karren,
starrte zu den Fenstern hinauf und rührte sich nicht. Wenn
er lange so verharrte, mußte sie sich verraten, schreien oder
schlucken oder an der Türe rütteln, ob sie wollte oder nicht.
Es war ihr, wie einem Verirrten, der, an eine Wurzel an-
gekammert, über einem Abgrund hängt und voraussieht,
daß ihn einmal die Kraft verlassen wird und er zerschellt.

„Könnte ich doch in den Boden, in ein Mausloch krie-
chen!“ dachte sie, „oder hätte ich den Schimmel noch und
könnte fliehen, fliehen, immerzu, unter Leute, die mich nicht
kennen, in ein Land, wo es keine Maschinen und nicht so
wilde, heiße Menschen gibt.“

Sie fühlte, wie töricht ihre Gedanken waren. Wenn
sie bei den eigenen Leuten nichts vermochte, wie ohnmächtig
würde sie erst bei Fremden sein? Sie wendete den Blick
von dem Elend weg auf den vergangenen Tag, nur um
nicht vor Beklemmung zu vergehen.

Sie ritt noch einmal durchs Dorf auf dem gutmütigen
Schimmel, selig, wie im schönsten Traum, von allen freund-
lich betrachtet, von den Kleinen angestaunt und begehrt.
Sie hatte ihren glücklichsten Tag hinter sich, das fühlte
sie wohl, was konnte nachfolgen? Nichts als Elend und
Häßlichkeit! Was war nicht schon alles hereingebrochen in
der kurzen Zeit! Wie böß hatte man ihr heute mitgespielt,
erst der Vater mit seinem Fuhrwerk, dann die Müllerin
mit ihrer süßen Rede und schließlich Paula und Rupprecht,
das Tier. Ein Zorn gegen Wilhelm wallte wieder in ihr
auf. Wäre er zu ihr gestanden, der Abend hätte nicht so
elend geendet. „Zu mir gestanden! Konnte er es? Er ist
ja noch ein Bub', so groß er ist. Und du, was bist denn
du? Bist du kein Kind mehr wie gestern und heute morgen?“

Sie schüttelte den Kopf. Nein, sie war über die Kind-
heit hinaus. Was für einen weiten Weg hatte sie gemacht
an diesem Tag? Ging alles wirklich in einen Tag hinein?
Ist ein Tag so lang?

Sie sann über sich und Wilhelm nach und begriff
nichts mehr davon. All das war ja so dumm und nichtig
gewesen, Spielerei von Kindern, die nicht wissen, wie sie
über die Langeweile Meister werden sollen. Nun lag die
Kinderei weit hinter ihr, den ganzen Tag war sie davon
weggegangen und weggeritten und weggetanzt und war
zulezt auf etwas Neues, Unbegreifliches, Erschreckendes ge-
stoßen. Wie sollte sie's nennen? Das konnte doch nicht die
Liebe sein, so konnte die Liebe doch nicht tun, das war ja
schwerer als die größte Schuld, das war ja wie ein Fluch.

Wär's doch ein Traum! Sie versuchte zu beten, daß der Himmel die schwere Last wieder von ihr wegnehme. Die Tränen rannen ihr über die Wangen und auf die verwundete Lippe, die wieder zu brennen begann.

Ihre Lage in dem engen, niedern Bienenhaus wurde immer unerträglicher, und immer noch saß Rupprecht kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt und schien angewurzelt. Die Bangigkeit schnürte ihr den Hals zu und fortwährend empfand sie ein kaum zu bemeisterndes Bedürfnis, laut aufzuschluchzen und aus vollem Halse zu schreien. Konnte sie es nicht unterdrücken, so fiel sie in die Krallen des Raubtiers. Einmal faßte sie den verzweifeltsten Voratz, ihr Versteck zu verlassen, sich irgendwie zu bewehren, Rupp entgegenzutreten — „und ihm an die Brust zu fallen“, raunte es in ihr. Wie schauerlich süß war es in seinen Armen unten beim Hirschen gewesen! Nein, nicht mehr in seine Arme, nicht mehr an seine Lippen! Die waren unrein und machten unrein, sie hätte es gefühlt, auch wenn Paula es ihr nicht gesagt hätte. „Fort aus seiner Nähe!“ schrie es in ihr, und sie beschloß, sachte das Türchen zu öffnen und zu entfliehen, in der Hoffnung, sie werde das Laufen länger aushalten, als er. Sie stieß leicht gegen die Türe, die vernehmlich knarrte, Rupp sprang auf. Adeli glaubte sich verraten und fuhr erschreckt zurück. Der Bursche horchte eine Weile in die Nacht hinaus und ging dann langsam der Scheune entlang. Da er sich nicht recht trauen mochte, bewaffnete er sich mit einem Beil, das an die Mauer gelehnt war. Es leuchtete unheimlich in seiner Hand. Adeli erwartete nichts anderes, als er werde auf sie zukommen, und wollte schon laut aufschreien, da bog er um die Hausecke und verschwand. Sie wartete noch ein paar Augenblicke, stieß dann die Türe auf und lief, so schnell die Füße sie trugen, durch den Baumgarten davon.

Wie sie am Grünhag anlangte, hörte sie vom Haus her ihren Namen rufen, sie konnte Rupp nicht sehen, aber sie hörte seine eilenden Schritte, er hatte sie also entdeckt, das weiße Kleid mußte sie verraten haben. Eine namenlose Angst erfaßte sie, sie zitterte an allen Gliedern. „Lauf! lauf!“ schrie sie sich zu, „nun gilt's!“ Zum Glück kannte sie den Hag ganz genau, ein paar Sprünge und sie hatte die Stelle erreicht, wo sie durchschlüpfen konnte. Ihr Festkleid wurde dabei zerrissen und die Krone blieb in den Stacheln hängen, sie achtete nicht darauf. Vor ihr lag nun das Feld und drüben der Buchenwald, wenn sie den erreichte, war sie geborgen, sie kannte dort so manches Versteck. „Er wird das Loch im Hag nicht finden, er wird zum Gatter hinablaufen und ich gewinne Zeit“, dachte sie und eilte, so rasch sie es vermochte, querfeldein. Wieder hörte sie ihren Namen rufen, Rupp mußte nun am Hag angelangt sein und sie im Feld entdeckt haben. Gleich darauf knackte es hinter ihr wie von brechenden Nesten, das sagte ihr, daß der Verfolger den Umweg zum Gatter nicht machte, sondern mit seinen Riesenarmen den dichten Hag durchbrach. Nun war das Unheil ihr auf den Fersen. Sie meinte umzusinken, aber die Angst jagte sie weiter und verdoppelte ihre Kraft, sie stellte sich vor, wie seine Hände sie von hinten fassen, seine Arme sie umschlingen und seine Lippen die ihrigen suchen würden, und ihr schauderte. „Ich will mir eher das Herz einrennen, als mich fangen lassen“, dachte sie und starrte nach dem

Wald hinüber, der immer in gleicher Entfernung zu stehen schien. So war sie auch schon im Traum gelaufen und nicht von der Stelle gekommen.

Auf einmal verdüsterte sich das Gehölz, ein schwarzer Schatten schlich daraus hervor und legte sich gespenstig übers Feld. Adeli sah empor. Eben verbarg sich der Mond in einer schweren Wolke, die schwarz vom Rhein heraufzog, und ein Blitz zuckte über dem Wald, das erste Gewitter des Jahres stieg auf.

„Alles hat sich gegen mich verschworen“, dachte sie, denn ihr graute vor Blitz und Donner. Wie sie aber das Land um sich dunkel werden sah, schien ihr das Wetter wie vom Himmel gesandt, und die Zuversicht kam ihr wieder.

Der erste Donner rollte schwer hinter dem Wald und der Wind erhob sich. „Adeli!“ raunte es hinter ihr drein. Sie schätzte nach dem Ruf die Entfernung, die Rupp von ihr trennte, ihr Vorsprung war schon kleiner geworden, sie durfte nicht erlahmen. Vom scholligen Ackerland kam sie in die Wiesen, nun ging es leichter. Sie sah etwas Dunkles vor sich, das mußte der Weidenbusch am Wiesbach sein. Wenn sie sich dort versteckte? Nein, da würde er sie finden und paden! Vorwärts! vorwärts! Schon war sie über den Bach gesprungen. Das war ihr früher nie geraten, das hatten nur die Buben fertig gebracht. Wie stark man ist, wenn man muß! Aber lange konnte sie es nicht mehr aushalten, das Herz schlug ihr zum Zerpringen, sie meinte, es sei ihr in den Hals, in die Schläfen geflogen.

So ging die Jagd weiter, immer näher kam er ihr, sie war ihm keine hundert Schritte voraus und vernahm deutlich sein Keuchen. Schon wollte sie sich besiegt hinwerfen und alles über sich ergehen lassen, als endlich, endlich der Wald seinen Schoß vor ihr auftat. Sie raffte ihre letzte Willenskraft zusammen, stürzte in die Ausmündung des Waldwegs hinein und warf sich dann seitwärts in das dicke Unterholz. Sie dachte: „Jetzt wird das Raubtier mich anfallen, aber ich habe getan, was ich konnte.“ Sie legte ihr Gesicht an den kühlen Boden und horchte, wie ihr Herz tobte und den ganzen Leib erschütterte. Schritte eilten in der Dunkelheit an ihr vorüber und tiefer in den Wald hinein, und ein wilder Ruf hallte und widerhallte durch die Stämme: „Adeli! Adelheid!“ Sie hielt die Luft in der erregten Brust, so gut es ging, zurück, bis sie nichts mehr hörte. Dann atmete sie schwer auf. Sie fühlte sich gerettet, eine namenlose Freude erfüllte sie und Tränen der Erleichterung quollen ihr aus den Augen. So lag und weinte sie lange und horchte in den Wald, und dabei zog ein Kindererlebnis wie ein blasser, ferner Traum an ihr vorüber: Die Buben hatten einst im Baumgarten ein Eichhörnchen aufgespürt und gehehrt. Das Tierchen war von Baum zu Baum gesprungen, immer in der Richtung nach dem Gehölz. Endlich kam es zum letzten, es sprang auf den obersten Gipfel und sah zum Wald hinüber, von dem es durch das weite Feld getrennt war. Es wußte sich verloren und suchte in einem Astwinkel Schutz vor den Steinen der Buben. Aber diese trafen immer sicherer und trieben das Tierchen allmählich zur Verzweiflung. Es schoß getroffen auf, kletterte in Angst und Zorn schnalzend auf einen Ast hinaus, setzte auf den Boden und hüpfte, so eilig es konnte, dem Walde

zu. Kaum hatte es jedoch den zweiten Aker erreicht, als ein Streich seinem Lauf und Leben ein Ende machte.

„Ich bin glücklicher als das Eichhörnchen“, sagte sich Adeli, „ich habe den Waldbrand erreicht, und kann nun lachen!“ Und sie lachte heiser und erschrak über sich.

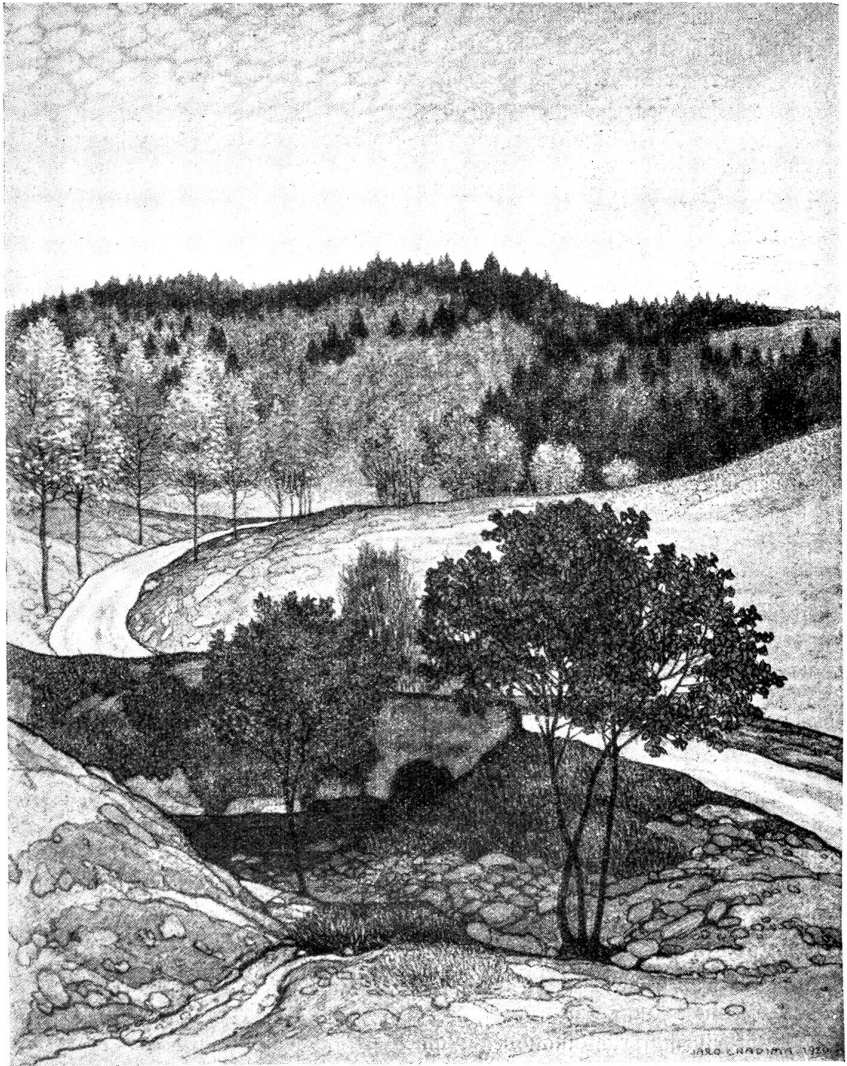
Der Sturm, der dem Gewitter voranzog, toste nun durch die Baumkronen, zauste sie wild und warf dürre Nester herab. Das war ihr recht, so konnte sie weiter fliehen, ohne gehört zu werden. Schon wollte sie sich aufrichten, da erblickte sie auf dem Waldweg in einem Blitz, der das Gehölz durchleuchtete, die Gestalt ihres Verfolgers wenige Schritte von ihr entfernt. Er schritt langsam zum Waldbrand zurück, sie meinte ihm den Zorn anzusehen und schmiegte sich fester an die muttergute Erde an. Erst als ein neuer Blitz ihr zeigte, daß die Gefahr zum zweitenmal vorbeigegangen war, kroch sie etwas aus ihrem Versteck hervor und blickte nach dem Ende des Weges, das sich wie ein Tor gegen das Feld öffnete. Dort stand er nun unbeweglich und gespenstisch, sie sah ihn deutlich bei jedem Blitz, sein Gesicht war bald nach dem Wald, bald nach dem Feld gerichtet, er schien entschlossen, ihr dort aufzulauern wie ein Jäger seinem Wild.

„Du sollst mich nicht mehr berühren“, sagte sie in mühsam errungenem Trost, „ich will einem andern zulaufen. Das muß nun sein! Du und die Maschine sollen mich nicht wiedersehen! Und der Vater auch nicht. Wenn ich nur Mathilde mitnehmen könnte! Nicht einmal Lebewohl habe ich ihr sagen können! Wie sie weinen wird! Aber ich kann es nicht ändern, sie hätte mir ja doch nicht zu helfen vermocht. Warum ist sie nicht auch gegangen, bevor sie krumm war. Warum konnte mir der Gedanke kommen und ihr nicht?“

Wie sie so an die Schwester dachte, fing sie zu schluchzen an. Das Entsetzen, dem sie entgegenging, stellte sich deutlich vor ihre Seele hin und zermarterte sie. Sie vergrub die Hände in der Erde wie um sich am Leben festzuhalten, sie wälzte sich in ihrem Weh, sie hätte wie ein wildes Tier geschrien, hätte Rupp nicht in der Nähe gelauert. Es war ihr Todeskampf. Lang kämpfte sie ihn, und das Leben zerrte an ihr. Aber sie sah Mathilde vor ihrem Geist, noch zerkrümmter und elender als sonst, und sie schwor sich: „Vor dieser Scheußlichkeit rett' ich mich!“

Vom Waldbrand her tönte nochmals ihr Name durch die Nacht, dreimal nacheinander, wie ein letzter Versuch, sie zu finden. Sie hielt in ihrem Weinen inne, richtete sich halb auf und wurde ruhiger: „Ja, rufe nur, ich bin nun vor dir sicher! Warum bist du so böse! Wärest du gut, so hättest du mich von der Maschine erlöst! Aber darum war's dir nicht zu tun, drum geh' ich!“

Das Gewitter brach nun über dem Walde los und



Jaro Chadina: Herbstabend.

zündete und prasselte und krachte wild herab. Die Zweige weinten, die Kronen stöhnten, die Erde bebte. Adeli schien darauf gewartet zu haben und sprang auf. Sie richtete das Gesicht nochmals dem Dorfe zu und rief: „Leb' wohl, Mathilde!“ und dann etwas leiser: „Leb' wohl, Rupp, du Böser, du Wüster, liebst mich und hast mich doch in den Tod gehehlt!“

Sie blieb noch einen Augenblick zwiespältig stehen und lauschte, ob er sie wohl gehört habe. Wirklich meinte sie Schritte zu vernehmen und huschte nun wie ein Reh davon, tiefer, immer tiefer in den Wald hinein, ohne auf die Ruten und Zweige zu achten, die ihr ins Gesicht schlugen.

*

Am folgenden Tag geriet das Dorf in große Aufregung. Man suchte lange nach Adeli. Umsonst, man fand nichts als ihre Krone und ein paar Fetzen ihres Gewandes im Grünhag, sie mußte ein gutes Versteck gefunden haben.

Nach einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, man habe den Förster mit einer Schaufel aus dem Wald kommen sehen. Das war genug, um die Legende entstehen zu lassen, der Heini-Zoggel habe Adeli draußen im Waldteich gefunden und irgendwo an einem verschwiegenen Bläse „ver-

locht“ — wie man sich ausdrückte. — Es glaubte jedoch keiner ernstlich an die Geschichte und so stellte auch niemand den Förster zur Rede. Er selber hat nie wieder von seiner Tochter gesprochen, die ihm nicht hatte helfen wollen, von der Lore ins Dorf hinabzusteigen. Noch etwas finsterner als sonst, durch den Schlag noch härter geworden, verfolgte er wortkarg seinen Plan.

Was Adeli gewollt, hat sie erreicht: sie hat sich von der Häßlichkeit der Welt erlöst und ihre Schönheit und Jugend bis zum heutigen Tag bewahrt. Was ein Künstler mit seinen Gesichtern tut, das hat sie an sich vollbracht. Es sind nun mehr als dreißig Jahre seit jenem Jugendfest dahingegangen, die kleinen Kinderhände, die sich Adeli entgegenstreckten, sind derbe Bauernfäuste geworden, und die damals so glänzenden Kinderaugen sitzen jetzt in scharfkantigen, härtigen Gesichtern. Aber diese Augen haben das liebliche Bild der Jugendkönigin festgehalten, und manchmal, wenn die Bauern beim Wein sitzen, an der Kirchweih, am Erntesonntag, am Berchtoldstage, und von der Vergangenheit und der Jugend plaudern, da sagt wohl einer zu den andern: „Wißt ihr noch, an der Schulhausweihe, war das eine Pracht! So etwas bringen die Jungen nicht mehr zustande. Und die Jugendkönigin, Heini-Toggels Adeli, ich seh' sie mein Lebtag über die Brücke reiten. So etwas gibt's nimmer.“

Und alle sehen sie mit ihm wie eine Fee und Königin durch die Dorfstraße schweben, in weißem Gewand, eine Krone auf dem dunkeln Haar und den goldumwundenen Stab in der Hand. Daß sie verschwand, erscheint ihnen jetzt ganz natürlich und beschäftigt sie nicht mehr; etwas so Märchenhaftes war ja nicht für Schönau geschaffen und mußte vergehen wie eine Rose oder ein süßer Traum, wie alles Liebliche auf Erden.

Vor einem spricht man den Namen der Jugendkönigin nie aus, denn man weiß, er sinnt oft genug an sie. Es ist der Schmied, der Tod, wie man ihn seit dem Jugendfest nennt. Er hat die Wagnerstochter geheiratet, hat eine Schar Kinder, die alle seine dunkeln Augen geerbt haben, tut auch redlich seine Arbeit und ist darum geachtet. Aber zuweilen, besonders wenn die Bäume im Blust stehen und der erste Donnerschlag durch die Frühlingsnacht rollt, wird es offenbar, daß es in seinem Kopf nicht ganz geheuer ist. Da duldet es ihn nicht mehr in der Kammer, er steigt in die Schmiede hinab, glüht ein Eisen in der Esse und schlägt dann so grimmig drauf los, daß das ganze Dorf erwacht und mit dem Ambos erzittert. Da sagt etwa ein Nachbar am Morgen zum andern: „Der Schmied hat wieder einmal seiner Königin gepocht, der schmiedet lang am gleichen Stück Eisen.“ (Ende.)

Delosea. Das Erlebnis der Kleist-Insel.

Skizze von Hermann Aellen. (Zum 125. Todestag des Dichters am 21. November 1936.)

Mit süßen Augen, rosigen Wangen und Blütenknospen in liebenden Händen war ein erster Maitag aus des Himmels Bläue auf die grünende Erde niedergestiegen, segnete mit großer, unendlicher Güte das Land, wo er nur hinkam, und schüttete, ein seliger Verschwender, seine blühenden Wun-

der in die Welt. Indessen war doch erst Wärme und Leben, Liebe und Farbe, als auch noch die Sonne über die Berge trat, mit ihrer Strahlenkrone die Nacht zum Tag zu wenden. Ueber den Eis- und Schneewall der Berner Alpen kühne Brücken spannend, traf sie auch auf die grüne Einsamkeit der Delosea-Insel zu Thun, drang ohne Besinnen in die Scheiben des breitfrontig in ihrem Licht stehenden Häuschens und brannte lange ihre heiße Leidenschaft in tiefe Stuben, ließ, als sie längst wieder gewandert, von ihrer Wärme zurück und lächelte noch wie eine Ahnende über die glückhafte Insel hinweg. Beifall nidte ein Blütenzweig, dem die Knospen in diesem Feiertagsaugenblick gesprungen, aber kühlend schon strich ein Windzug sanft über Baum, Haus und Wasser, das plaudernd an die Ufer stieg.

Nicht über lange nahten der Insel Menschen in schwankendem Rahn, den von Thun herüber der Fischer Gatschet trieb. Der Kiel des Bootes stieß auf Kiesel, da entstieg ihm ein Träumer und Poet, Heinrich von Kleist; den Einsamkeits- und Friedenssucher hatte die Flut des Lebens ans helle Gestade hergetragen.

„Willkommen bei uns!“ grüßte am Hause auch schon Mädeli, das Mädchen des Fischers, und streckte dem Gaste treuherzig die Hand hin, um schüchtern und schier entschuldigend hinzuzufügen: „Wenn es nur dem Herrn Leutnant bei uns gefällt. Es ist halt alles so einfach bei uns auf dem Lande, aber sauber dafür.“

„Selle Köpfe, ein sauberes Häuschen — ich suche nichts anderes“, gab der Dichter wie ein Enttäuschter zurück und schritt in die Stube und ans Fenster, das auf den See und die fernen Berge hinausging. Stand da und staunte, und achtete es nicht, daß Mädeli immer noch an der Türe seinen Befehlen lauschte, wandte sich erst, als Vater Gatschet nach der Tochter rief, und sah nun auch, wie ein anderes Willkommen herrlich auf dem Tische den Fremdling grüßte, Bergblumen, frisch für ihn an jähem Hang gepflückt.

„Der Kaffee wäre gekocht, wenn der Herr Leutnant jetzt vielleicht essen möchte“, brach nun doch Mädeli das erstaunte Schweigen.

„Ach ja, der Kaffee!“ Der Dichter lächelte schmerzlich. „Ich wähte zu träumen auf einem fernen, hellen Stern und lebe doch immer noch auf der dunklen Erde. Der Kaffee, also der Kaffee und der arme Magen erinnern mich daran ...“

Mädeli trug auf: dampfenden Kaffee, würzigen Bergkäse, einen halben Laib groß köstlich frisches Bauernbrot, einen Ballen herrlich süße Butter, ei wahrhaftig!

Der Dichter staunte von neuem, kostete zögernd, schwieg.

„Sie müssen essen, Herr Leutnant, das hält Leib und Seele zusammen, meint mein Vater immer“, ermunterte Mädeli, und als der Stumme immer noch nicht so recht zugreifen wollte, hieb sie selber wader in Butter und Brot, häufte ihm den Teller und lachte aus schalkhaften Augen und sah dem Glücküberraschten mit warmer Freundlichkeit gegenüber.

*

Gedanken flogen da dem Dichter herzu, wie weiße Tauben aus seligen Gefilden: auf einer einsamen Insel bist du, o welches Labsal für ein ruheloses Herz; hohe Berge ragen bis an den Himmel, welch stolzes Beginnen, und wie unerschütterlich sind sie! Sonne im Zimmer, brennende Leidenschaft gefangen und sich lauter spiegelnd in Fenstern, Wind in Bäumen, des Lebens singender Rhythmus, Menschen um mich, die nichts denken, nur leben und auch nicht betrügen, und ich habe dieses Glück gepachtet für einmal, bin endlich Mensch unter Menschen! Und kann arbeiten, losgelöst von den Schlingen der hoshafte Welt, frei, mir selber zurückgegeben, mir und meinem Dichtertraum, höchstem Wollen endlich geschenkt! Und nun will ich arbeiten, bis die Sterne um meinen Namen tanzen und ihn